

# Neuestes Wochenblatt

Beilage zum  
Wochenblatt für Böhmen und Umgegend.

## Zur rechten Stunde.

Originalroman von M. Strebler.

(Fortsetzung.)

Endlich ließ der heiß herbeigewünschte Abend seinen dunklen Schleier auf die dem nahen Frühling entgegenschlummernde Erde niederfallen. Vor dem Wohnhause der Desloßs hielt eine glänzende Wagenreihe, aus der sich die fröhlichen und geschmückten Insassen nach und nach hinausschlüchteten in die beiden hellerleuchteten und angenehm durchwärmten Gesellschaftssäle. Es herrschte dort bald ein buntes, heiteres Getriebe und Gedränge um die allgemein so hochverehrte Hausfrau. Da wollte jedes mit einem freundlichen Wort oder Händedruck bedacht sein.

Olga, die in einem einfachen weißen, mit frischen Maiglöckchen bedeckten Kleide sehr lieblich aussah, hielt unter einer Gruppe junger Mädchen Hof. Lauter kleine Baronessen oder Gräfinnen waren es, die den Vorzug in Anspruch nahmen, der Tochter des Hauses als eine Art von Ehrengesolge zu dienen. Olga aber holte sich mit auffälliger Absichtlichkeit mehr als ein bescheidenes Bürgertöchterchen aus dem Hintergrunde hervor und überhäufte dasselbe mit kleinen Artigkeiten. Sie hatte nie einen Hehl daraus gemacht, daß sie das aristokratische Element nicht als das ihrige ansah, daß sie das Kind ihres einfach gesinnten, bürgerlichen Vaters bleiben wollte, ganz entgegen ihrer Mutter, für die der Mensch erst mit dem „Bon“ zu beginnen schien, das sie vor seinen Namen setzen durfte.

Sergio teilte hier und dort Aufmerksamkeiten unter den anwesenden Damen aus. Doch bewies er dabei eine wahrhaft rührende Unparteilichkeit. An Schöne und Häßliche, Junge und Alte verschenkte er das gleiche halb zerstreute, halb liebenswürdige Lächeln. Sein Auge aber das suchte und suchte, bis es endlich aufleuchten durfte in reinstem Entzücken. Er sah seine Schwester auf sich zukommen, an deren Arm etwas bekümmert Norina Mainardi hing.

Norina war auf „besonderen Wunsch“ Paula Desloßs erschienen und zwar unter dem Titel einer „Freundin Olgas“. Die Mutter hatte sie, einer leichten Erkältung wegen, nicht begleiten können und deshalb that sie so verzagt ihre ersten Schritte auf diesem ihrem „ersten Balle“. Man sah allgemein bewundernd nach ihr hin, trotz ihres beinahe mehr als einfachen Anzuges aus blaßgelbem Kaschmir.

Sergio bemerkte das halb stolz und halb ärgerlich. Liebende verwickeln sich in seltsame Widersprüche; sie wünschen, daß die ganze Welt ihren Enthusiasmus für die Erwählte teilen soll, sind aber dann doch eifersüchtig und neidisch auf jeden Blick, der aus fremden Augen auf dieselbe fällt.

Norina errötete und senkte das Köpfchen bei Sergio's Anblick. Sie war's nicht gewöhnt, im Beisein unbekannter Leute, fremd und kühl mit ihm zu verkehren. Sie fürchtete, den rechten Ton nicht zu treffen, sich etwa zu verraten, oder gar den Geliebten durch ihre erzwungene Kälte zu verletzen. Doch Sergio half ihr rasch über Befangenheit und Bedenken hinweg, indem er den beiden für den Abend engagierten Klavierpielern das Zeichen zum Beginn der Musik gab und den Ball mit ihr eröffnete.

Merelli, der hinter Paulas Stuhl stand, zischelte nur ihr allein verständlich über sie hin.

„Der Bursche fängt übel an. Wie muß man wohl denken über seine unziemliche Auszeichnung eines tief unter seinem gesellschaft-

lichen Range stehenden Mädchens? Sie haben wohl noch gar keinen Schritt gethan in meiner Angelegenheit, wie? Erinnern Sie sich, daß ich kein Mann bin, der mit sich spielen läßt!“

„O doch, doch, ich habe den Feldzug zu Ihren Gunsten schon begonnen,“ gab sie ebenso leise und sehr ängstlich zurück. „Nur müssen Sie mir Zeit lassen. Ich habe schon meinen Plan, doch die kleinste Uebereilung kann denselben völlig zu nichte machen!“

Paula sagte damit durchaus nicht die Wahrheit. Sie hatte noch gar nichts gethan, nicht einmal noch eine Vorstellung davon, auf welche Weise sie Merellis Wünsche erfüllen sollte. — Doch gewann sie durch leere Versprechungen, die ihr nichts kosteten, immerhin wenigstens Zeit. Und mit der Zeit würde sich wohl auch Rat und Hilfe finden. Wenn ein Schiff durch widrige Winde gehindert wird, gerade vorwärts zu gehen, dann muß es eben zu geschicktem Lavieren Zuflucht nehmen. Und Paula Desloßs ganzes Leben war ja eigentlich ein solches Lavieren gewesen.

Die Gräfin Gardini, eine hochgewachsene alte Frau mit edlen strengen Zügen, machte durch ihr Erscheinen im Saale dem unliebhaften Gespräche ein Ende, denn die Hausfrau mußte ihr natürlich „äußerst erfreut“ entgegenzueilen und sie zu dem großen Eckdivan führen, auf dem die bevorzugtesten unter den anwesenden Damen ihren Platz gefunden hatten.



Der treue Jagdgenosse. (Mit Text.)

Paula wollte dann wieder ihren früheren Sitz einnehmen, doch die Gräfin Gardini zog sie vertraulich neben sich nieder.

„Nur stand gehalten, liebste Desloff! Sie haben sich ja erstaunlich selten gemacht bei mir in den letzten Monaten. Nehmen Ihre Armen Sie denn gar so arg in Anspruch, daß Sie keine Zeit mehr finden für Ihre Freundinnen? Bekommt man Sie wirklich nur zu sehen, wenn es gilt, für eine Kollekte zu sammeln, oder Wohlthätigkeitskonzertbilletts an den Mann — oder eigentlich an uns weicheherzige Frauen zu bringen, Sie Böse?“

Das alles wurde in leichtem, beinahe scherzhaftem Gesprächstöne gesagt. Doch stimmten die Mienen der Sprecherin seltsamerweise nicht mit ihren Worten überein. Kein Lächeln umschwebte die Lippen der Gräfin und ihre Blicke senkten sich kalt und forschend in Paulas Augen. Diese nahm zu ihrem Fächer Zuflucht vor der unbequemen Musterung. Mit affektierter Lebhaftigkeit fächelte sie sich Luft zu, daß ihr ganzes Gesicht ab und zu wie begraben schien in den prächtigen, langstieligen Straußenfedern.

„Mein Gott, es beginnt heiß zu werden — ich werde einige Oberfenster öffnen lassen müssen. Was sagten Sie, Gräfin, ich käme nicht zu Ihnen, meiner Armen wegen? Ach ja, Sie haben ganz recht. Ich bin ja immer wie belagert. Ich nenne keine Stunde mehr mein eigen. Nicht einmal beim Essen habe ich Ruhe. Aber mein reicher Lohn ist der Dank der Beglückten. Meinen letzten Franken möchte ich hingeben, könnte ich damit die letzte Thräne hilfloser Armut trocken!“

„Nun, hier sieht es gottlob noch nicht so aus, als ob es sich bei Ihnen um den „letzten Franken“ handelte!“ gab die Gräfin etwas trocken zurück, während sie ihre Augen über die reichen Gobelin tapeten, Glaslustres und aus kostbaren exotischen Pflanzen hervorleuchtenden Marmorstatuetten hingeleiten ließ. Sie wohnten sehr prächtig, meine liebe Desloff. Mein Haushalt kann sich mit dem Ihren kaum messen — und man übertreibt doch nicht, wenn man mich eine Millionärin nennt. Vorderhand ist also noch keine Gefahr vorhanden, daß Sie durch Ihren „hochberühmten Wohlthätigkeitsfium“ an den Bettelstab gebracht werden!“

Paula fuhr wie unter dem Bisse einer Viper halb von ihrem Stuhle auf. Dunkle Röthe färbte ihre Wangen, ihre Blicke kreuzten sich eine Sekunde lang zornig und feindlich mit denen der Gräfin, dann suchten sie langsam den Boden. Nein, Paula Desloff konnte dieser alten Frau, die sich so offen zu ihrer Gegnerin machte, nicht frei ins Gesicht schauen. Sie suchte der peinlichen Auseinandersetzung eine scherzhafte Wendung zu geben.

„All dieser Glanz, den Sie hier sehen, ist gar nichts anderes als eine Falle, in die ich meine Gäste locke!“ sagte sie leicht hin. „Glauben Sie denn, daß sich die beste Gesellschaft Mailands bei mir einfinden würde, wenn sie sich in einem ärmlich ausgestatteten Salon, etwa auf Strohmatte statt schwellender Teppiche bewegen müßte? Habe ich aber meine reichen und vornehmen Gäste nur einmal beisammen und durch einen Trunk Champagner in eine behagliche Stimmung gebracht, dann öffnet sich der Born ihrer Mildeherzigkeit bei meinem ersten geeigneten Worte. Und wer davon Vortheil hat, das sind meine Hausarmen. Auch heute will ich um Mitternacht eine kleine Lotterie zu Gunsten eines verwitweten Familienvaters veranstalten. Die Billette sind fast schon alle verkauft. Soll ich einige für Sie zurückbehalten, Gräfin?“

„Bedaure, ich pflege auf Bällen meine Geldbörse nicht bei mir zu tragen!“ klang die Antwort sehr kalt zurück. Und Schulden mache ich grundsätzlich nicht, auch nicht bei Ihnen!“

„Wie Sie wollen, Gräfin —“ Das Gespräch erstarb — andere Damen richteten das Wort an die Gräfin.

Paula konnte sich endlich erheben und, ihre Hausfrauenpflichten vorrückend, aus der Nähe der Gefürchteten und Gehäßten entfernen. Sie vermochte kaum ihre Zügel zu beherrschen, daß diese nicht ihr inneres Entsetzen verrieten. Sie fühlte es wieder, das beängstigende, sinnverwirrende Erzittern des Bodens unter ihren Füßen. Sie schloß einige Sekunden lang schwindelnd die Augen, als hätte sie in einen jäh geöffneten, unausweichbaren Abgrund geschaut.

Ein viel freundlicheres, wenn auch nicht minder bewegtes und inhaltschweres Gespräch wurde zu gleicher Zeit am anderen Ende des Saals geführt, dort, wo die Tanzenden achtlos an einem halb unter Palmen versteckten kleinen Sofa vorüberflogen, auf das sich Olga und bald nach ihr Marco vor dem lärmenden Getriebe geslüchtet hatten. Beide tanzten nicht, sie, weil sie manchmal an Herzklappen litt, er, weil es ihm kein Vergnügen bereitere. Es machte sich also ganz natürlich, daß sie sich hier zu einander fanden an dem stillen, von den hohen Vergnügungswogen wie ein kleines Eiland umrauschten Bläzchen.

Olga hatte zuerst eigentlich eine vorwurfsvolle Frage auf den Lippen gehabt: „Warum haben Sie unsere Empfangsabende schon mehrere Wochen hindurch so auffallend vernachlässigt?“ Aber es schien ihr plötzlich ein zu hohes Zugeständnis an ihn, daß seine Abwesenheit überhaupt von ihr bemerkt worden war. Sie ließ es

deshalb bei einem leicht hingeworfenen: „Wie hübsch, daß Sie unsere Einladung angenommen haben“, bewenden und machte ihm willig auf dem kleinen Sofa Platz. Er sagte zuvorkommend, das Vergnügen sei auf seiner Seite. Dann schwiegen beide eine Weile. Sie mochten keine gewöhnliche Unterhaltung pflegen und fürchteten sich dennoch vor jedem Worte, das bedeutungsvoller hätte klingen können.

Marco war es, der den Faden endlich wieder aufnahm.

„Meine Geschäfte haben mich lange von Ihnen ferngehalten, Signora. Sie haben doch recht wohl gelebt inzwischen? Und wie geht es Ihrem Herrn Papa?“

Das junge Mädchen antwortete nur auf seine zweite Frage: „Ich danke — leidlich. Er wird sogar später für eine Stunde unter seinen Gästen erscheinen. Mama hat das von ihm erbeten. Das gänzliche Fehlen des Hausherrn würde gewiß nicht angenehm auffallen!“

Er hätte beinahe gefragt, ob es denn unerlässlich sei, Feste zu veranstalten in einer Familie, deren Oberhaupt nur einen lästigen Zwang und schädliche Anspannung seiner gesunkenen Kräfte dadurch erlitt. Er besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß er keinerlei Recht zu einer solchen Bemerkung besaß und sagte deshalb nur etwas vieldeutig: „Ihre Mama empfängt wohl sehr gerne große Gesellschaft im Hause?“

Ohne Bögen gab Olga zu: „O ja, sehr gerne. Sie ist nicht in ihrem eigentlichen Elemente, wenn nicht wenigstens ein paar Gäste da sind. Oft ladet sie den nächsten besten Fremden zu Tische ein, nur damit sie nicht allein essen muß!“

„Allein — wie meinen Sie, Signora!“ fragte Marco verwundert.

„Nun ja, nur mit uns beiden, mit Sergio und mir; Mama nennt das immer allein!“ erklärte Olga so harmlos, als ob sie das Allernatürlichste von der Welt erzählte. „Der arme Papa ist immer in seinem Zimmer, weil — weil —“

„Weil er nicht die Treppe zum Speisezimmer hinabsteigen will!“ ergänzte sie nach einer kleinen Pause der Verlegenheit.

„Und Sie, lieben Sie auch so sehr die Gesellschaft?“ erkundigte er sich und lebhaft Spannung spiegelte sich in seinem Gesichte.

Sie sah freundlich, wenn auch etwas befangen zu ihm auf: „Ich? Nein! Ich bin da, weil das so sein muß. Mama sagt, sie könne doch nur einen Ball für ihre Kinder veranstalten, nicht für sich selber. Da darf ich nun natürlich nicht fehlen. Ich sitze aber weit lieber bei Papa — mit einem guten Buche — ich werde so müde von dem vielen nutzlosen Blandern und Höflichkeiten ansteilen!“

Er sah ihr traurig fragend in die voll zu ihm erhobenen Augensterne. „Auch jetzt in diesem Augenblicke möchten Sie fort aus diesem frohbewegten Menschenkreise? Sie würden lieber neben Ihrem Vater sitzen als hier — bei mir?“

Sie zuckte leise zusammen. Auch er wechselte über sich selber erschrocken die Farbe. Wie war es möglich, daß er sich zu einer so entscheidenden Frage hatte hinreißen lassen von der zwingenden Gewalt ihrer Nähe? That es der leise Duft, der heraufschend von den weißen Glöckchen an ihrer Brust zu ihm aufstieg. Oder der flimmernde Goldglanz ihrer üppigen Haarwellen? Der feuchte Schimmer ihres Auges, der sanfte, unbestimmt sehnsuchtsvolle Zug um ihre Lippen? Das leichte Vibrieren ihrer Stimme? Wohl das alles zusammen, der ganze bestrickende, Klugheit und Vernunftgründe entwaffnete Zauber ihrer Gegenwart?

Er schalt sich selber einen selbstvergessenen, unverständigen Knaben. Und dennoch jubelte eine Stimme in seinem Innern: „Nun hast Du's gethan und kannst nicht mehr zurück. Denn jedes Ausweichen hieße dieses engelhafte Mädchen beleidigen. Deine Pflicht ist's nun, Dich offen und feurig zu dem zu bekennen, was Du für sie empfindest, zu Deiner großen, ersten einzigen Liebe!“

Von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, bemerkte er es gar nicht, daß sie ihm nicht geantwortet hatte, sondern mit glühenden Wangen und gesenkten Lidern stumm neben ihm dasaß. Dem Impulse seiner nicht länger zu zügelnden Neigung gehorchend, fuhr er fort, immer dringender und bewegter, wenn auch nur in halbem Flüstertone: „Olga, habe ich mich einer schweren Täuschung hingegeben, indem ich glaubte, daß Sie gern in meiner Nähe verweilten? Habe ich den gültigen Strahl Ihrer Augen mißdeutet, der mir sympathisches Gefühl, zuerkannte Achtung und — keimende Bärtlichkeit zu verraten schien? Soll das alles nur Einbildung von mir gewesen sein, ein der männlichen Eitelkeit und Liebessehnsucht fruchtlos entsprungener und fruchtlos wieder erlöschender Wahn? Olga, haben Sie Mut und Aufrichtigkeit genug, mir eine offene und unbedingt entscheidende Antwort zu geben? Und das noch jetzt in dieser Minute? Ich kann mich nicht einlassen auf ein Bögen und Ueberlegen. Wenn Sie sich erst fragen müssen, ob Sie meine Gattin sein wollen, dann fühlen Sie auch nicht die rechte Liebe für mich. Und in diesem Falle müßte ich Ihnen mit zerstörter Lebenshoffnung zwar, aber dennoch bedingungslos entsagen. Ich harre in Angst und Pein. Olga, wie wird Ihre Entscheidung ausfallen?“

Ohne sich zu bewegen, nur völlig überflutet von der Rosenfarbe jungfräulicher Beklemmung flüsterte sie zurück: „Nein, ich

zögere und überlege nicht. Ihr Herzenswunsch ist auch der meine. Ich bin ja die Gewinnende, die Hochbeglückte. Sie geben mir eine Heimat an Ihrer Seite. Sie liebend und von Ihnen geliebt, verheißen Sie mir ein Paradies auf Erden. Und noch vor wenigen Stunden bemühte ich mich vergeblich um eine dienende Stellung in einem fremden Hause, um nur einer verhassten Heirat zu entfliehen. Wie ist eine solche Wandlung, ein solcher Segen, eine solche Seligkeit möglich in diesem armen Menschenleben?"

Sie konnten sich nicht einmal die Hände reichen zu dem neu geschlossenen Bunde. Die Musik schwieg, der Tanz war beendet, nur einen Blick tauschten Sie aus, ehe sie sich von ihrem Ruhefische erhoben. Aber welche Glückfülle, welche eine Welt von Liebe, Dürst und Vertrauen lag in diesem einen Blicke.

Oiga wurde ihm von einigen jungen Damen entführt, die mit ihr einen Gang durch die Säle machen wollten, um sich hie und da einer interessanten Persönlichkeit vorstellen zu lassen.

Noch in der Erinnerung an die durchlebten Freudenminuten schwelgend und allen ernsteren Erwägungen und aufsteigenden Bedenken absichtlich den Weg zu Kopf und Herzen verschließend, beschante Marco nur mit halbem Bewußtsein das bunte Gesellschaftstreiben. Er wartete auf den geeigneten Zeitpunkt, sich der Tochter des Hauses wieder unauffällig nähern zu können. Da legte sich eine Frauenhand leicht auf seine Achsel. Jäh den Kopf wendend, blickte er in die ersten Ränge der Gräfin Gardini. Er kannte sie seit langem, diese würdige Frau. Eine heroische Knabenthat war es, die ihn mit ihr in Verührung gebracht hatte. Das Pferd vor ihrer kleinen Landkutsche wurde eines Tages auf der großen nach Monza führenden Straße von einer Dampfbahnlokomotive erschreckt und zu toller Flucht veranlaßt. Ein kaum sechzehnjähriger Junge hatte sich dem Tiere entgegengeworfen, es auch wirklich zum Stehen gebracht, aber dabei eine zum Glück nicht schwere Stirnwunde davongetragen. Und dieser Knabe war eben der Student Marco Benna gewesen. Die Gräfin Gardini hatte ihn nach Hause zu seinen Eltern gebracht, ihm ihren Hausarzt geschickt und dann täglich ihren Krankenbesuch bei ihrem „Lebensretter“, wie sie Marco nannte, gemacht, bis derselbe, vollständig wieder hergestellt, zu seiner Erholung an ihren Spazierfahrten in Mailands Umgebung teilnehmen konnte. Auch später hatte sie den braven, fleißigen Studenten der Rechtswissenschaften nicht aus den Augen verloren, ihm bei dem Verluste seiner Eltern die innigste Teilnahme bewiesen und ihm einen fast mütterlichen Schutz angeeignet lassen, nicht ausgeschlossen eine kleine, liebevolle, beratende Ueberwachung, wie sie alte, kinderlose Frauen so gerne über junge Leute ausüben. Jeden Sonntag abend trank er eine Tasse Thee mit ihr und sie erzählten sich dabei ihre kleinen Erlebnisse, tauschten ihre Ansichten und Erfahrungen aus, wobei sich als einziger unschädlicher Gegensatz herausstellte, daß sie das Lob der guten, alten Zeit sang, während er warm die erfreulichen Fortschritte der Gegenwart und die reichere Entwicklung der heranwachsenden menschlichen Generation betonte. Sie schieden immer als die besten Freunde, darauf begierig, am nächsten Sonntag ihre kleinen, erläuternden Gespräche fortzusetzen.

Marco begrüßte daher seine alte Freundin auf das herzlichste und ehrerbietigste, als sie so unvermutet an ihn herantrat. Ihre Rüge sahen milder aus wie gewöhnlich, während sie mit einem Anflug fast mütterlichen Stolzes seine männlich kräftige und schöne Erscheinung musterte.

„Sie unterhalten sich gut, wie ich vorhin bemerkt habe!“ sagte sie halbleise zu ihm. „Doch ich muß leider wieder einmal die allen Leuten so widrige Rolle der Warnerin spielen. Verbrennen Sie sich die Flügel nicht an dem Sonnengolde gewisser Mädchenhaare. Es ist nicht gut, sich zu enge an Leute zu ketten, von denen man befürchten muß, daß sie uns mitreißen bei ihrem Sturz!“

„Sie sprechen von den Desloss?“ fuhr er wie elektrisiert auf. „Was wissen Sie? Wenn Sie etwas wissen, warum sind Sie dann dennoch hier? Weshalb haben Sie die Einladung angenommen?“

„Ich bin hier, um zu beobachten —“ erklärte sie mit schwerer Betonung. „Auch das ist ein trauriges und häßliches Amt, nicht wahr? Aber zuweilen sind wir im Interesse der menschlichen Gesellschaft verpflichtet, auch etwas Unangenehmes auf uns zu nehmen. Und das ist eben mein Fall!“

Er erfaßte mit bittender Gebärde ihre Hand. „Ich beschwöre Sie, mir alles zu sagen. Geben Sie mir die Klarheit, nach der ich vergeblich gerungen habe. Sie ahnen nicht, welchen Dienst Sie mir leisten damit!“

„O doch, denn ich habe gute Augen!“ gab sie mit einem trüben Lächeln zurück. „Aber nicht jetzt. Und nicht hier. Ich erwarte Sie morgen abend zum Thee; da sollen Sie Klarheit haben, so weit ich selber sie zu geben vermag.“

Sanft machte sie sich los von ihm und entfernte sich, um nach ihrem früheren Plaze zurückzukehren.

Für Marco Benna war es plötzlich Nacht geworden inmitten des lichtstrahlenden Raumes. Wie vernichtet suchte er die Ein-

samkeit eines kleinen Nebenzimmers auf. Ein neuer Tanz begann inzwischen im großen Saale. Sergio mußte auf den besonderen Wunsch seiner Mutter die blonde Gräfin Helene engagieren. Norina, die sich nun wieder sehr isoliert fühlte in der vornehmen Gesellschaft, zog sich nach einer Fensterbank zurück und hoffte hier unbeachtet zu bleiben, bis sie Olga ansichtig würde, die sich ihrer so freundlich angenommen hatte. Doch sie saß kaum erst auf der kleinen, schmalen Fensterbank, als auch schon Merelli mit einer artigen Verbeugung vor sie hintrat und sie zum Tanze aufforderte. Sie konnte nicht nein sagen, es hätte dies den offenbar sehr intimen Freund des Hauses beleidigen müssen. So folgte sie ihm denn mit einer zustimmenden Neigung des Kopfes. Doch empfand sie einen beinahe physischen Widerwillen, als er den Arm um ihre Taille legte, als sein heißer Atem fühlbar an ihrer Wange hinstreifte. Es war heute zum ersten Male, daß sie einem Balle beiwohnte. Der kurze Tanz vorhin mit Sergio hatte sie mit bezaubernder Glückseligkeit erfüllt. Nun aber, in der Umfassung des fremden Mannes, begriff sie plötzlich gar nicht mehr, wie ein Mädchen dem ersten, besten Unbekannten eine so vertrauliche Nähe gewähren könne? Sie vermochte ihrem Unbehagen auch nicht durch alle Touren des Tanzes zu widerstehen. Einen leichten Schwindel vorschiebend, bat sie ihren Tänzer, sie auf ihren Plaz zurückzuführen. Sie hoffte ihn dadurch loszuwerden. Aber nein, er nannte es seine Pflicht, ihr eine Erfrischung zu verschaffen und brachte ihr eigenhändig ein Tellerchen mit überzuckerten Mandarinen. Dann setzte er sich ganz ohne weiteres neben sie, bewunderte zuerst ihre Toilette, so daß es ihr bei deren Einfachheit wie Spott in die Ohren klang und wagte es endlich, ihre Schönheit mit den hochtrabendsten Worten zu preisen. Sie wehrte ab, so kühl und streng, als sich's mit den Regeln der Höflichkeit vertrug. Doch ließ er sich durch die leise Zurückweisung durchaus nicht stören. Er verdoppelte die Ladung seiner Komplimente und glaubte großen Eindruck auf sie zu machen, während sie ihn nur unbeschreiblich lästig und langweilig fand und nach einem passenden Vorwand suchte, unter dem sie ihm entfliehen könnte.

Da stand plötzlich Sergio vor den beiden. Auf seinem schönen Gesichte lagerte ein finsterner Schatten. Ein merkliches Kräuseln der frischroten, von einem werdenden Bärtchen umflaumten Lippen verriet seine gereizte Stimmung.

„Sie versäumen Ihre Pflichten als anerkannt eifriger Tänzer!“ sagte er kalten Tones zu Merelli. „Ich sehe dort mehrere junge Damen, die sehr erstaunt sind, heute von Ihnen vernachlässigt zu werden. Signora Mainardi hat mir für den nächsten Tanz zugesagt. Sie brauchen sich also nicht länger um sie zu bemühen!“

In Merelli tobte innerliche Wut über die geringschätzende Art, in der Sergio zu sprechen pflegte. Doch da es noch nie etwas geholt hatte, sich dagegen aufzulehnen und dies in der Gegenwart einer Dame auch nicht schicklich gewesen wäre, so blieb ihm nichts anderes übrig, als wirklich das Feld zu räumen. Doch ging er nicht, bevor ihm Norina nicht noch einen Tanz versprochen hatte.

„Was hatte dieser Mensch so dringlich in Dich hineinzureden, Norina?“ fragte nach seiner Entfernung Sergio sehr unzufrieden. „Du mußt wissen, daß er sich um meine Schwester bewirbt, dabei aber auch keine andere Dame mit seiner plumphen Galanterie verschont. Magst Du ihn leiden, Norina?“

Das junge Mädchen lachte leise in sich hinein. Sergio eifersüchtig auf jenen plumpen, unsympathischen Menschen, es erschien ihr zu komisch.

„Nein, ich mag ihn nicht leiden, Du großer Kindskopf, Du!“ sagte sie und sah ihm treuherzig in die Augen. „Er kommt mir vor, wie ein Bär, den man in Frack und Handschuhe gesteckt hat. Und dabei will er den Angenehmen und Höflichen spielen, was noch widerlicher ausfällt, wie seine Plumpeheit!“

Nur war er wieder beruhigt und lächelte ihr zärtlich zu. Während die Tanzenden in buntem Wirbel an ihnen vorüberflogen, verbrachten die beiden Liebenden köstliche Minuten in unbedeutendem und für sie doch so viel sagendem Geplauder.

Oiga empfand es mit großer Genugthuung, daß ihr Merelli heute zweifellos keine Aufmerksamkeit schenkte, sondern sie sogar mit gewisser hochmütiger Gemessenheit behandelte. Den Grund zu dieser Wandlung konnte sie nicht erraten; aber das kümmerte sie wenig, sobald er sie nur mit seinen lästigen Freundlichkeiten verschonte.

Sie ging heiter ihrem Vater entgegen, der in tadelloser Gesellschaftstoilette aus seinem Zimmer herabgekommen war, um seinen Gästen wenigstens für eine Stunde die Aufwartung zu machen. Sich an seinen Arm hängend, flüsterte sie ihm hochherrötend zu: „Baba, Du allein sollst's wissen. Er hat mich vorhin zur Frau verlangt. Und ich — ich habe eingewilligt. Ach, wie bin ich aufgeregt, wie bin ich selig!“

„Er — wer denn?“ fragte Alexander Desloss erschrocken. „Von Merellis Werbung würdest Du nicht mit solchem Enthusiasmus sprechen. Wer ist's also?“

„O, daß Du das nicht erraten könntest, böser Papa. Habe ich je für einen anderen Mann Interesse gezeigt, als für Marco Benna?“

„Mein Gott, was wird aber Deine Mutter dazu sagen?“ klagte er leise. „Schon Sergios Herzenswünsche durchkreuzen ihre Pläne. Und nun auch Du — nun willst Du gleichfalls einen unbemittelten, wenn auch zu großen Hoffnungen berechtigenden Mann erwählen!“

„Ja, ich will, Papa!“ erklärte sie mit tiefer, fester Stimme. „Jrgend etwas ist nicht richtig in unserem Hause. Ich meine die Flügel eines uns nähernden Verderbens rauschen zu hören. Wir brauchen eine verlässliche Stütze, wenn alles um uns zu wanken beginnt.“

Dieser Grund ist ja für Dich, Papa. Ich selber brauche keinen anderen, als daß ich Marco aus allen meinen Kräften liebe.“

Paula trat mit gerunzelter Stirn zu den beiden heran. „Da kost ihr miteinander wie ein Paar Turteltäubchen, statt unsere Gäste zu unterhalten. Sergio hat auch nur Augen und Sinn für die kleine Rovina. Und ich muß natürlich ganz allein für alle denken und sorgen. Rasch ans Büffet, Olga. Sieh nach, ob dort nicht was fehlt. Du gehst zu den alten Herrn ins Rauchzimmer, Sandro. Deine trübselige Miene verdirbt hier den jungen Leuten die gute Laune!“

Er folgte willig dieser Anordnung, obgleich er wußte, daß er den Tabakrauch auch nicht einmal minutenlang vertragen konnte. Bekam er aber nur einmal erst einen tüchtigen, hartnäckigen

Sustenanfall, dann diente ihm derselbe als vollgültige Entschuldigung, unter der er sich nach seinem Zimmer zurückbegeben konnte, was für ihn immer wie eine wahre Erlösung war.

Gegen Mitternacht nahm das Fest einen neuen Aufschwung durch die Veranstaltung

der Wohlthätigkeitslotterie. Ausgespielt wurde ein prächtiges, mit Diamanten geschmücktes Armband. — Zur Ziehung war ein etwa zwölfjähriges Mädchen, ein Schützling Paulas, berufen. Die ganz in Weiß gekleidete, auffallend hübsche Kleine machte vorerst die Runde im Saale und wurde von den Damen mit Liebkosungen und Bonbons überhäuft. Dann trat sie an die neunzig Nummern enthaltende Urne. Sie sah etwas verwirrt aus und besang und schien ihre Aufgabe für sehr ernst und wichtig zu halten. Zaghaft langte sie in die Urne und zuckte im gleichen Augenblicke erschrocken zurück.

„Dummes, vergeßliches, ungeschicktes Ding,“ murmelte Paula

Desloff zwischen den Zähnen. Sie überwand aber die zornige Aufwallung sogleich und wandte sich mit einem bezaubernden Lächeln an die Kleine: „Nun, meine liebe Speranza, warum läßt Du die Damen so lange warten? Frisch darauf los. Fast siehst Du so aus, als ob Dich die Nummern beißen könnten.“

Entschlossen griff die Kleine nun wieder zu. Dieses Mal traf ihre Hand auf die beinahe bis zur Unsichtbarkeit feine Nadel, mit der die Nummer des Treffers durchstoßen war. Sie brachte ein Papierröllchen hervor, entfaltete es und las laut die Zahl 74. Ein Murren der Enttäuschung ging durch den Saal. Niemand trat

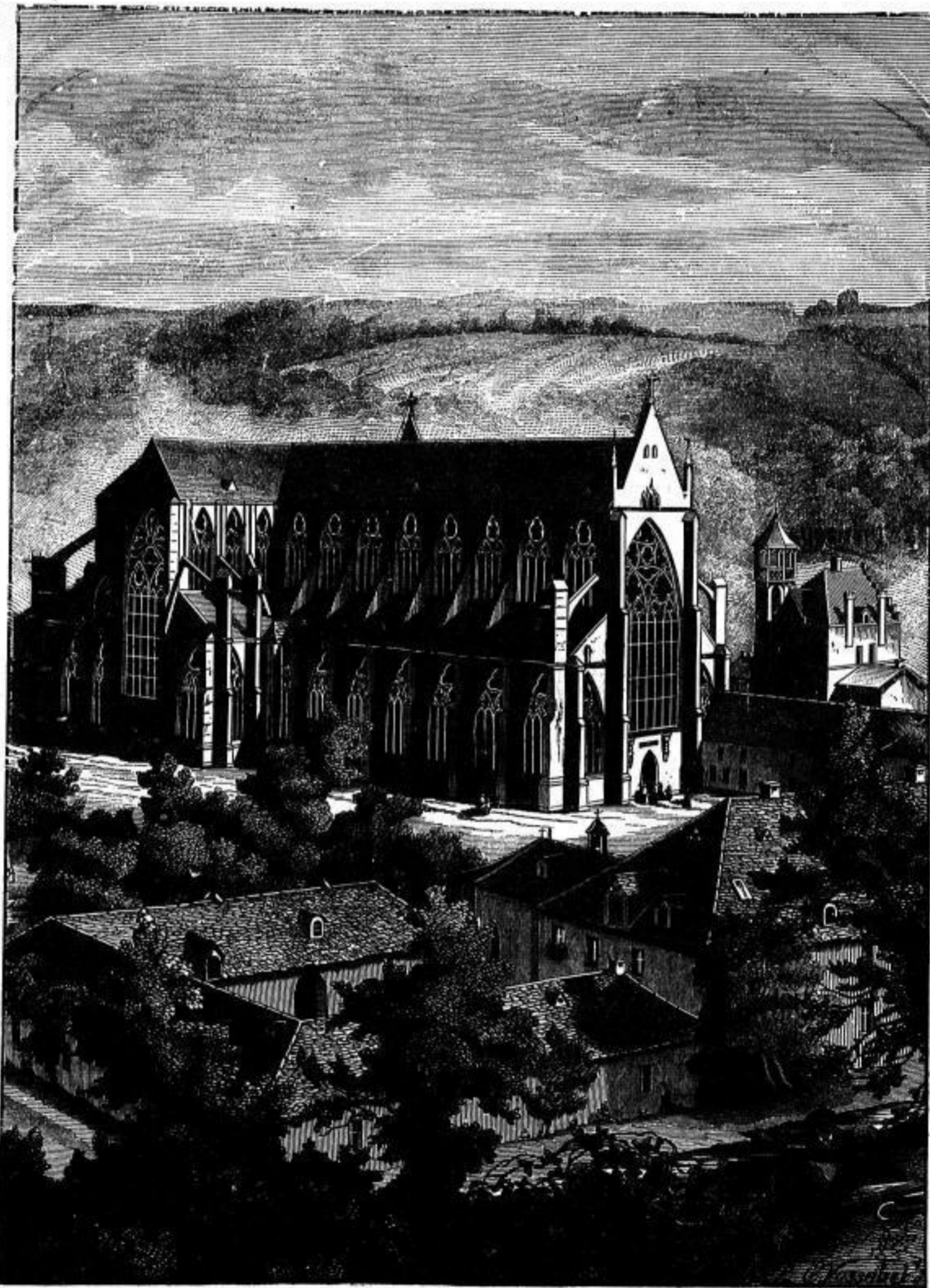
vor, um den Gewinn in Anspruch zu nehmen. Derselbe verblieb offenbar der Veranstalterin dieses kleinen Privat-Lottospiels.

Ja, da trat Paula Desloff auch schon vor und rief mit weithin vernehmlicher Stimme: „Das Glück hat sich diesmal für mich erklärt, die ich mit Hingabe des Armbandes meinen Armen ein kleines Opfer bringen wollte. — Ich mag aber nicht zu profitieren von der Gunst des Augenblickes. Schon morgen soll dieses Armband zu Gunsten meiner Hausarmen verkauft werden.“

Ein allgemeiner Applaus erfolgte, an dem nur zwei Personen sich nicht beteiligten, Gräfin Gardini, die mit undeutbarem Gesichtsausdruck die Achseln zuckte und Marco Benna. Er hatte bemerkt, wie sich die kleine Speranza ein Blutströpfchen vom Zeigefinger fortwischte. Alles erratend, verließ er, ohne irgendeinen Abschied zu nehmen, das Fest und eilte in beinahe verzweifelter Stimmung nach Hause.

Die Gräfin Gardini bewohnte ganz allein ihren alten Familienpalast, in dem gar bequem ein halbes Hundert an Kindern, Enkeln und Urenkeln

Platz gefunden hätte, so zahlreich waren die Zimmer, so weit die mit wertvollen Statuen geschmückten Hallen und die in einem veralteten aber gediegenen und kostspieligen Geschmacke ausgestatteten Säle und sonstigen Empfangsräumlichkeiten. — Dazu gehörte ein großer, mit manns hoher Mauer umfriedeter Garten, der, von dem lärmenden Stadtgetriebe umgeben, wie eine stille Insel inmitten brausender Meereswogen erschien. Leppig gedeihende Tropenpflanzen standen da in großen Kübeln unter prächtigen Magnolienbäumen und Akazien. Aus einem kleinen, runden Teiche sandte ein Springbrunnen silberhelle Wasserstrahlen empor. Durch die dicht anein-



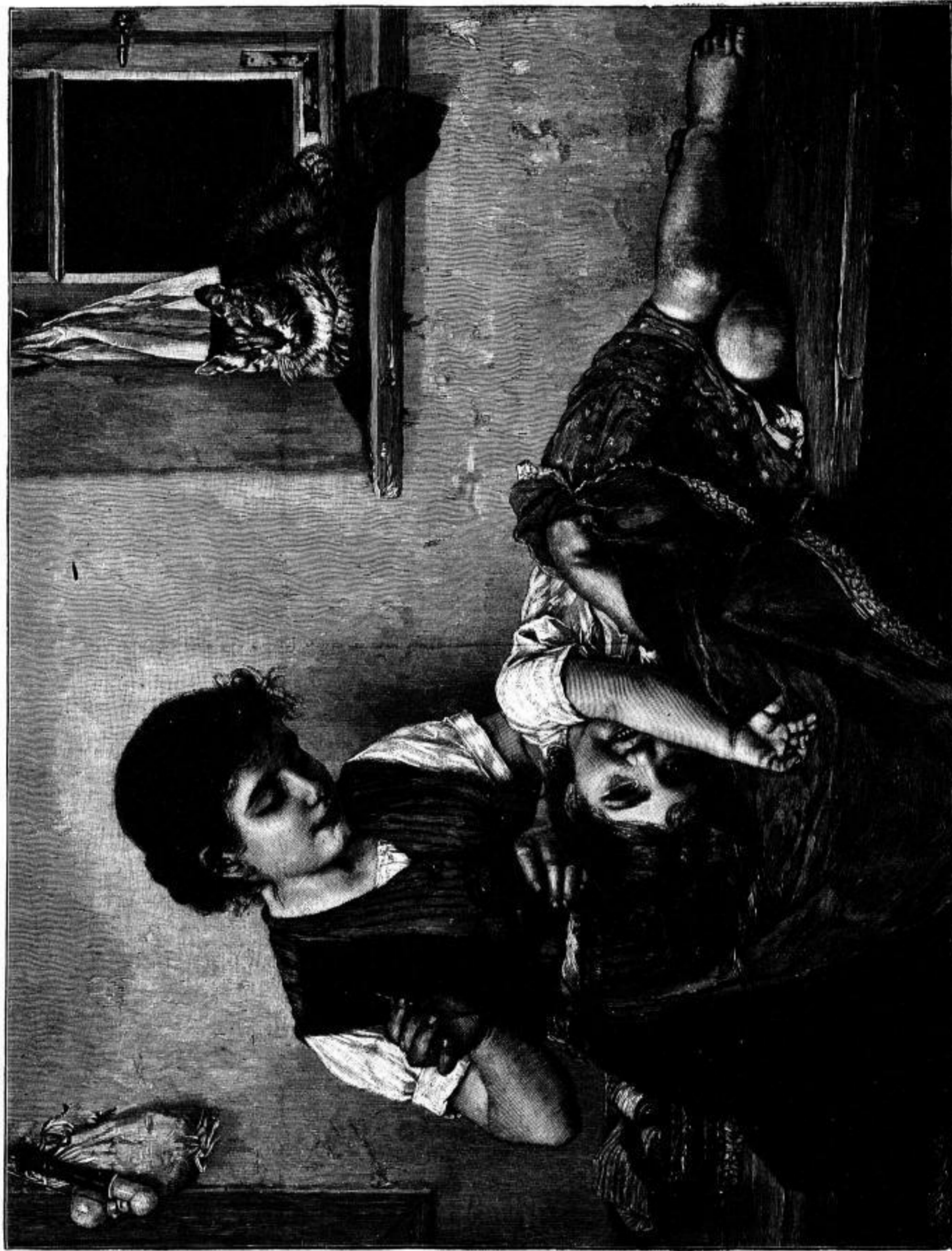
Der Bergische Dom zu Altenberg. (Mit Text.)

an  
di  
S  
de  
ge

n  
n  
f  
h  
b

ander gereihten Glasfenster der beiden Palmenhäuser konnte man die bunte Blumenpracht von tausenden, im schönsten Flore stehender Hyazinthen, Tulpen und Maiglöckchen bewundern. Am Abende nach dem Ballfeste der Desloffs gingen greise Diener und Dienerinnen geschäftig zwischen Haus und Garten hin und her. Die Gräfin wollte

und hohen Raum. Die sechs großen Fenster mit den bunt und hieroglyphenartig bemalten Scheiben wurden soeben von der Dienerschaft mit Vorhängen aus kostbaren indischen Kreppstoffen verhüllt. An den Wänden niedrige Ruhefische, auf denen kunstvolle Stickereien prangten. Inmitten des Zimmers ein eigentümlich geformter, acht-



Tändelei. Nach dem Gemälde von Paul Wagner. (Mit Text.)

nach der ihr so verhassten Winterszeit den Thee zum erstenmale wieder in dem hübschen, heizbaren Gartenpavillon einnehmen, den sie mit seiner fremdartigen, von ihrer großen Reise durch Egypten heimgebrachten Ausstattung so sehr bevorzugte.

Es brannte schon eine große, von hellgrünen Seidentwolken gedämpfte Hängelampe in dem vollständig runden und ziemlich weiten

eckiger Tisch, der das feine, leichte chinesische Theeservice, das wappengeschmückte Familiensilber und einige ausgesuchte Leckerbissen, sowie Früchte und Süßigkeiten in funkelnden Rubinglассhalen trug.

Die Gräfin betrat am Arme ihrer vertrauten Kammerfrau etwas hinkend diesen ihren Lieblingsraum. Sie litt hin und wieder an Gichtschmerzen, konnte sich aber niemals entschließen, im Bette

oder auch nur zu Hause zu bleiben. Sie nickte behaglich, als ihr Blick auf das helle, knisternde Holzfeuer im hohen Marmorkamine fiel und ließ sich einen Stuhl ganz knapp neben dasselbe herarrücken. Etwas mühsam nahm sie Platz, wobei sie jedoch jede Hilfe durch eine ungeduldige Handbewegung ablehnte.

„Tragt den Tisch da zu mir herüber!“ fuhr nun die Gräfin nach kurzer Pause fort. „Das Feuer thut meinen alten Gliedern gut!“

Der Befehl wurde rasch vollzogen. Im gleichen Augenblick trat Marco Penna ein.

„Wie — Sie haben sich schon in Ihre Sommervilla begeben, Frau Gräfin?“ scherzte er, nachdem er die greise Dame ehrfürchtvoll begrüßt hatte. „Freilich, hier fühlt man's nicht, daß der Sonnenuntergang draußen noch ein recht frisches Lüftchen zur Erde herabschickt!“

Sie sah ihm scharf und forschend ins Gesicht.

„Warum spielen Sie mit Ihrer mütterlichen Freundin Komödie?“ sprach sie vorwurfsvoll. „Warum schlagen Sie einen munteren Ton an, wenn Ihnen nicht darnach zu Mute ist? Sie sind bleich und — haben nicht geschlafen. Sind Sie krank?“

„Ach nein, man sieht eben nicht anders aus nach nächtlichen Festen, wenn man nicht daran gewöhnt ist!“ wich er mit einem ausdrucksvollen Blicke auf die ab und zu gehende Dienerschaft aus.

Sie verstand ihn sogleich und befahl, daß man mit dem Servieren des Thees beginne.

Sie pflegte, der italienischen Sitte entgegen, ihre Hauptmahlzeit mittags einzunehmen und abends nur Thee mit einigen Zugaben zu genießen. Sie behauptete, daß dies ihrer Konstitution zusage und überhaupt viel gesünder und naturgemäßer sei, als die späten Diners. Sie griff tapfer zu bei ihren Lieblingsleckerbissen, während Marco, der vor kaum einer halben Stunde gespeist hatte, sich nur eine Tasse Thee mit einigen Tropfen Rum ausbat.

Als der Tisch wieder abgeräumt und an seinen früheren Platz zurückgestellt worden war, sagte die Gräfin zu ihrer Kammerfrau: „Du bist für ein paar Stunden frei, Marietta. Es ist genug, wenn Du um neun kommst, mich abzuholen. Wir wollen uns dann noch einen Akt der „Aida“ in der Scala anhören.“

Marietta zog mit einem äußerst vergnügten Gesichte ab, denn es war eine besondere und nicht oft wiederkehrende Begünstigung, wenn sie in einer Loge ersten Ranges ein bescheidenes Plätzchen hinter ihrer Gebieterin einnehmen durfte.

„Nun, los!“ ermunterte die Gräfin, als sie sich mit Marco allein sah. „Sie machen ein Gesicht, aus dem man nicht klug wird.“

„Nein, wahrlich nicht, das haben Sie erraten, Frau Gräfin!“ bestätigte er mit einem traurigen Kopfnicken. „Aber zu erzählen habe ich eigentlich nichts. Sie sind es, die mir Aufklärungen über die Desloffs versprochen hat!“

Die Matrone schwieg einige Sekunden, während welcher sie die Blicke mild und bedauernd auf Marco ruhen ließ.

„Sie lieben Olga?“ fragte sie dann unvermittelt. „Geben Sie sich keine Mühe, es zu leugnen. Das Ausstrahlen Ihrer Augen soeben hat mir genug verraten. Armer Marco. Sie haben keine gute Wahl getroffen!“

„Was haben Sie auszusetzen an dem Mädchen?“ brauste er auf, gänzlich die Ehrfurcht verlassend, mit der er sonst der armen Dame zu begegnen pflegte.

Sie nahm es nicht übel, denn sie hörte aus seinem unwilligen Tone das Bittern tiefster Beängstigung heraus.

„Das Mädchen ist gut!“ gab sie milde zu. „Ein liebes, unschuldiges Wesen, ihrer Mutter sehr unähnlich geraten. Aber leider kann man sich nicht so leicht von derselben loslösen, wie man etwa eine duftende Blüte von einem dornigen Strauche pflückt. Und Ihnen ist ja, wie ich Sie kenne, ein dunkler Flecken an einem Namen nicht gleichgültig. Der Geist Ihres Vaters lebt fort in Ihnen, der keine Zweideutigkeit, keinen wunden Punkt an seiner Hausehre zu ertragen vermochte. Sie wären unglücklich neben einer Frau, deren Herkunft eine grelle Beleuchtung zu scheuen hätte — deshalb bleibt Ihnen nur eine rasche und unbedingte Entsagung!“

Er stützte den Kopf schwer auf seine Rechte — ja, das waren seine Grundsätze, seine Theorien gewesen vor wenigen Tagen, gestern noch — vor dem Feste. Heute dachte er zwar auch nicht anders, o nein! Die Ehre, der reine Name über alles. Aber eine gewisse Nachsicht mit den Vergehungen anderer hatte sich plötzlich eingeschlichen in seine Seele und den dunkelsten Winkel dort eingenommen, aus dem sie ihre entschuldigende, begütigende Stimme vernehmen ließ. Was sprach sie nur? Daß den Kindern keine Verantwortlichkeit aufgebürdet werden sollte für die Sünden ihrer Eltern. Daß es ungerecht sei, Unschuldige und Schuldige zugleich in den Bann zu thun, nur weil Bande des Blutes sie untereinander verknüpften.

Die Gräfin entriß Marco endlich seinem Nachsinnen durch die etwas scharfklingende Frage: „Nun, mein junger Freund, haben Sie gar nichts auf meine Erklärungen zu erwidern?“

„Was haben Sie den — Desloffs vorzuwerfen?“ klang es dumpf aus seinem Munde.

„Meine Anklage richtet sich gegen ein einziges Mitglied dieser Familie!“ berichtete die Gräfin. „Schon vor längerer Zeit begann ich den Wohlthätigkeitseifer Paula Desloffs viel zu übertrieben zu finden, als daß ich demselben ganz lautere Motive hatte zutrauen können. Auch fiel mir der übertriebene Luxus auf, mit dem sich diese Dame in ihrem Hause umgiebt. Ich wußte, daß ihr Gatte von Haus aus unbemittelt war und außer seinem Gehalte nie auf andere Hilfsquellen hatte rechnen dürfen. Vor einigen Jahren entsagte er dazu noch seiner Stellung und damit natürlich auch deren Vorteilen, aus Gesundheitsrücksichten, wie es hieß und wie man bei dem Aussehen des armen Mannes ja auch gerne glauben mag. Paula Desloff selber ist ihrer Heirat wegen, die ihren Eltern sehr mißfiel, gänzlich enterbt worden. Sie bezieht keinerlei Renten von auswärts, wovon also bestritten sie ihre wahrhaft enormen Ausgaben? Während die ganze gute Gesellschaft Mailands sie bewunderte und ihr blind vertraute, blieb ich still auf meinem Beobachtungsposten. Und sie, Kühn gemacht durch die allgemeine Anbetung, möchte ich fast sagen, betrieb immer unvorsichtiger ihr einträgliches Gewerbe als etwas eigennütziges Mutter — der Armen. Immer klarer wurde es mir, daß sie sich sehr hohe Prozente hinwegnahm für ihre Vermittlerrolle zwischen dem öffentlichen Wohlthätigkeitssinn und der hilflosen Bedürftigkeit, die ihr nicht nachrechnen konnte, wie viel von den eingesammelten und erbettelten Summen an ihren eigenen Fingern hängen blieb. Ich hatte aber noch keine handgreiflichen und unwiderlegbaren Gründe für meinen Argwohn aufzuweisen. Und ohne solche durfte ich's ja nicht wagen, meine Stimme gegen den Abgott der guten Mailänder zu erheben. Ein Zufall verschaffte mir endlich, was ich vergeblich gesucht und erstrebt hatte, das Mittel, eine geschickte Betrügerin zu entlarven. Wollen Sie den Mann selber anhören, der mir Paula Desloffs nur geahnte Schuld vollauf vor Augen gestellt und bestätigt hat?“

(Fortsetzung folgt.)

## Unter den Straßenkehrern.

Berliner Skizze von Max Bundtke.

Seine kühle erfrischende Nachtluft weht durch die Straßen Berlins. In öder Stille liegen die Häuser; ihre Fenster gliedern im kalten Mondschein — tote, weitgeöffnete Augen eines erstarrten Riesenleibes. Hohl tönen die Schritte der vereinzelt Passanten von den Steinmauern zurück. Wie gelangweilt, schläfrig, flackert das Gaslicht in den Laternen; seine unsicheren Lichter und gespenstischen Schatten huschen um die Schaufensterauslagen der Riesenbazare in der Leipzigerstraße. Hin und wieder ein verschlafener Droßkengaul, der wankende Tritt eines verspäteten Zechbruders, eine von jenen Gestalten, denen das Großstadtplaster gefährlich geworden — das ist alles; kein Wagengerassel, kein Bierdehahngeltingel! Nur am Leipziger Platz, da strahlen oben noch die Lichter, da tönt noch Leben in die stille Nacht hinaus. Unten stehen die Kutschen und die Kutscher schlafen auf den Böcken, bis die Stimme des Balastdieners zum Vorfahren auffordert. Beim Gefandten oben ist große Fête; er feiert das Fest seiner silbernen Hochzeit und es scheint lustig herzugehen in den Brunkgemächern; denn obwohl es schon in der dritten Morgenstunde ist, strahlen die elektrischen Glühlicht-Candelaber hinter den schweren Portiären immer noch so hell wie gestern abend zu Beginn der Feier.

Da plötzlich wird es in der Straße lebendig; aber ein eigentümliches Leben ist's, das sich jetzt entwickelt. In langsamem Tempo fahren die Rehrmaschinen, in schräger Staffelform, hintereinander die Straße entlang, mächtige Staubwolken hinter sich aufwirbelnd. Kurz darauf ergießt sich eine zahlreiche Kolonne grauer Männer aus einer Nebenstraße herein, den langgestielten Besen über der Schulter, wie eine Heeresabteilung, bereit, dem Feinde zu Leibe zu gehen. Um den Vergleich vollständig zu machen, raffelt gleichsam als Train oder Geschütz, eine Zahl eiserner Karren hinter ihnen her. In der That, dieses wohlarmierte Heer hat es auch mit einem Feinde zu thun, der nicht zu unterschätzen ist und dessen Befiegung einem so großen Gemeinwesen wie in Berlin ein erkleckliches Sümchen kostet — der Großstadtschmutz, dem rationell beizukommen jämlichen Stadtvätern immer noch ein ungelöstes Problem ist.

Emsig und schweigend zumeist machen sich die Leute an ihre Arbeit. Es ist ein bunt zusammengewürfelter Troß, der sich da in die wenig einladende Beschäftigung teilt. Alte Männer mit ergrautem Bart und verwitterten Zügen, jüngere, denen man's ansieht, wie gedrückt sie sich in dieser ihnen neuen Stellung fühlen, dieser mit frohgesimter Miene, jener mit apathischem Gesichtsausdruck. Dort steht ein junger schlanker Mann traumverloren an die Anschlagtaule gelehnt, wer genau hinzusehen wollte, der würde eine große schwere Thräne bemerken, die sich aufschleicht, über die bleiche eingefallene Wange zu rinnen. Aber sie soll ihm nicht zum Verräter werden. Mit dem Klacken seiner linken Hand, — die

rechte stützt sich auf den Stiel seines Besens — fährt er über das Antlitz, dessen feine weiche Linien beredete Kunde geben von einstigen besseren Zeiten und herben Lebenskämpfen.

Er lehnte an der Säule und seine Gedanken schweiften in gar nicht zu ferne Zeit zurück. Er denkt daran, wie er noch in Dresden im Hause seines Vaters weilte, der sich vergebliche Mühe gab, ihn zu einem geregelten, arbeitsamen Leben zu erziehen. Aber anstatt im Comptoir seines Vaters zu sitzen, zog er es vor, in leichtlebiger Gesellschaft und in zweideutigen Lokalen Geld mit vollen Händen zu vergeuden. Und als er dann in seinen Mitteln knapp gehalten wurde, da war er leichtsinnig genug, den ehrlichen Namen seines Vaters zu betrügerischen Handlungen zu mißbrauchen.

Lange konnte dieses Treiben nicht verborgen bleiben; aber er besaß nicht mehr so viel moralische Kraft, seinen Eltern die Schuld zu bekennen und sich zu einem heilsamen Entschluß aufzuraffen. Immer weiter, haltloser denn je, trieb er auf der abschüssigen Bahn dahin, und als er sah, daß seine Rolle ausgespielt war, verschwand er eines Tages mit einer bedeutenden Barsumme, die er seinem Vater entwendet hatte, aus Dresden, um das Geld in derselben Weise wie bisher zu verjubeln.

Als jedoch die Mittel angingen, auf die Reize zu gehen, packte ihn die Angst um die fernere Existenz und er schrieb an den betrogenen Vater. Kurz genug war der Bescheid, der umgehend eintraf. „Keine Gemeinschaft mehr!“ lauteten die Zeilen. „Verlaß den Boden unseres Erbtells! Schaff' Dir mit eigener Kraft das Glück, dessen Du Dich hier unwert gezeigt hast. Nicht eher tritt wieder vor meine Augen, bis Du bewiesen, daß Du arbeiten gelernt hast.“

Wenige Tage später befand er sich auf der Reise nach Amerika, der lehen Hoffnung aller schiffbrüchigen Existenzen, aber das Glück, das er suchte, wollte sich nicht finden. Er wurde Zeitungsverkäufer, Hotelbedienter, Kutscher, Kellner, Gepäckträger — alles eine kurze Zeit, weil er sich in keine Lage zu schicken verstand. Entweder lief er von selber davon, oder man jagte ihn weg. Nachdem er sich noch einige Wochen als Bettler in den äußeren Stadtteilen Newyorks umhergetrieben hatte, fand er schließlich aus Gnade und Barmherzigkeit als Kohleneschlepper auf einem Ozeandampfer Unterkunft, der ihn mit nach Bremen nahm. Die paar Groschen, die er sich unterwegs zusammengepart hatte, reichten gerade noch zur Fahrt nach Berlin. Als ein Gebengter, aber auch als ein Geläuterter betrat er das Pflaster der Kaiserstadt. Ihn befehlte der feste Entschluß, zu arbeiten und so die Achtung, die er bei seinem Vater verschert hatte, wiederzugewinnen. Anfänglich glückte es ihm; er fand eine Stelle als — Laufburche in einer Lampenfabrik; aber der schlechte Geschäftsgang nötigte seinen Brotherrn, einen Teil seiner Leute zu entlassen, und der Schwerverprüfte gehörte zu ihnen. Wieder stand er ohne Verdienst da; doch er war nicht gesonnen, lange zu zögern, frisch griff er zu und nahm, was sich ihm bot, und so kam er bei der Straßenreinigung unter.

Sinnend steht der junge Mann an der Säule; er scheint die traurige Außenwelt um sich her vergessen zu haben. Ob er an seinen Vater nach Dresden schreiben soll? Er hat noch immer nicht den Mut; seine schändliche That dünkt ihm größer, denn daß sie ihm vergeben werden könnte, wenigstens jetzt noch nicht. Die Worte: „Schaff' Dir mit eigener Kraft das Glück, dessen Du Dich hier unwert gezeigt hast!“ haben sich unverlierbar in seine Seele geprägt; zudem kennt er den unbeugsamen Sinn des Vaters. Also immer weiter, so lange es geht! Möglich, daß ihm das Glück noch einmal lächelt. Dann erst . . . o, wann wird das „einmal“ sein? —

Oben am Leipziger Platz ist es lebendig geworden. Rufe ertönen, Rutschenschläge werden zugeworfen, Pferdegequack, Räderrollen, die Lichter verlöschen — das Fest bei dem Gesandten ist zu Ende. — Von der Dreifaltigkeitskirche her dröhnen drei dumpfe Schläge in die Nacht hinaus. Verschiedene Gefährte jagen an dem träumenden Straßenlehrer vorüber, den seine Genossen, da er regungslos im Schatten der Säule steht, vergessen zu haben scheinen; denn sie sind schon eine Strecke von ihm entfernt. Müde schweift sein Blick die Straße aufwärts.

Drüben vor der Porzellanmanufaktur scheut und bäumt ein widerspenstiges Kutschpferd. Vergeblich sucht der Kutscher im Belagern das Tier zu beruhigen. Da, ein gewaltiger Satz, und in rasendem Galopp jagt das Pferd die Leipziger Straße hinab. Bald links, bald rechts herüber fliegt das leichte Gefährt und läuft Gefahr, an dem ersten besten Hindernis zerschellt zu werden.

Ohne rechte Aufmerksamkeit steht der Träumende die Equipage heranbrausen; aber da ist's, als gewönne ein plötzlicher Impuls die Herrschaft über ihn. Mit einem mutigen Sprung fällt er dem Tier in die Bügel und reißt es seitwärts. Dabei kommt er zu Fall und wird einige Schritte vorwärts geschleift; aber er läßt die Bügel nicht aus der Hand. Schnaubend, zitternd steht das Pferd. Der Straßenlehrer erhebt sich und schüttelt sich — Gottlob! er ist unverletzt. Ein weißhaariger Mann springt aus dem Wagen und streckt dem jungen Mann beide Hände entgegen.

„Dank, dank, junger Mann,“ sagt er atemlos. „Wir wären ohne Sie verloren gewesen! — Aber —“ setzt er erschrocken hinzu, da er seinen Retter blaß werden sieht, — „Sie haben sich doch nicht wehe gethan?“

Einen Augenblick ängstliche Stille, indes der Alte fühlt, wie die Hand, die er in der seinigen hält, heftig zittert.

„Vater, Vater!“ klingt es da aus dem Munde des Jungen und Thränen strömen über das bleiche Gesicht. „Ich bin es ja, Franz! Darf ich denn nicht wieder Dein Sohn sein?“

Wie erstarrt steht der alte Herr da. Die Hände hat er zurückgezogen. Dann aber reißt er sie ihm aufs neue.

„Mein Retter ist mein Freund,“ spricht er leise, und seine Blicke musterten den jungen Mann von oben bis unten. „Und da ich sehe, daß Du arbeiten gelernt hast — auch mein Sohn! Gott segne die Stunde, da ich Dich fand; Gott segne das Hochzeitsfest meines Freundes da oben am Leipziger Platz, denn ohne dieses wäre ich schwerlich nach Berlin gekommen. Das Vaterhaus steht Dir offen, Franz. Es scheint, daß Du ein Besserer geworden bist.“

„Mein lieber, lieber Vater! Nun bin ich auch wieder ganz glücklich,“ jubelte der Sohn am Halse des Alten.

### Herbstlied.

Felbeinwärts flog ein Vögelein  
Und sang im muntern Sonnenschein  
Mit süßem, wunderbarem Ton:  
„Ade! ich fliege nun davon,  
Weit, weit,  
Reiß' ich noch heut.“

Ich horchte auf den Feldgesang,  
Mir ward so wohl und ward so bang;  
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust  
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:  
Herz! Herz!  
Brichtst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,  
Da sagt' ich: „Ach, der Herbst ist da,  
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht;  
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht zieht;  
Weit, weit —  
Nasch mit der Zeit.“

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,  
Dicht zu mir drauf das Vögelein,  
Es sah mein thranend Angesicht  
Und sang: „Die Liebe wintert nicht,  
Nein! nein!  
Ist und bleibt Frühlingschein.“

Ludwig Tieck.



Der treue Jagdgenosse. Ein firmer Hund ist des Jägers Freude und auch sein Stolz, denn ob auch dem Jagdhund die Klugheit angeboren sein mag, nur die sorgfältigste, strengste und ausdauerndste Erziehung macht ihn zu einem wirklich brauchbaren Jagdgehilfen. Wenn er aber gehörig erzogen ist, dann pariert er auf Wort und Bink, ja noch mehr: er versteht den Blick des Auges seines Herrn und weiß, was er danach zu thun oder zu lassen hat. Selbst der stärkste Reiz des Instinktes wird nicht im stande sein, ihn zum geringsten Ungehorsam zu bringen; ob er stumm oder laut sein soll, ob er zu stehen oder zu laufen hat, er weiß es ganz genau, fast so gut als ein wohlgezogener Mensch, und er gehorcht besser als ein solcher. Daher wird ein firmer Jagdhund auch hochgeschätzt von allen Kennern und in der Regel gut bezahlt, und gleichwohl selten in dem Maße, daß die Mühe des Erziehers genügend belohnt würde.

Der Bergische Dom zu Altenberg. Altenberg, die hochbegünstigste Stätte des Bergischen Landes liegt auf dem rechten Rheinufer, zwischen Köln und Düsseldorf, drei Stunden vom Rheinstrom entfernt, in dem idyllischen, an Naturschönheiten so reichen Dönhals. Inmitten diesem reizenden Thale erhebt sich eines der schönsten Baudenkmäler des westlichen Deutschlands, der, aus der besten Zeit der alten Gotik stammende Altenberger Dom, welcher mit Recht die Schwesterkirche des Kölner Domes genannt wird. Es war die dreieinzigste Stiftskirche des im Jahre 1133 von den Brüdern Grafen Adolf und Eberhard von Berg gegründeten Klosters des Cistercienserordens, welches im Laufe des Jahrhunderts, durch viele namhafte Schenkungen zu einem der reichsten des Landes emporblühte. Am 3. März 1255 legte Graf Adolf V. von Berg und sein Bruder Herzog Walram von Jülich, in Anwesenheit vieler geistlicher und zu dem noch heute bewunderten Bergischen Dom. Dieses, nächst dem Kölner Dome das schönste und größte Gotteshaus reindeutscher Bauart, stellt auf dem Plane des christlichen Kreuzes das Bild eines vielfach durchbrochenen Hochwaldes dar. Ohne die Wandpfeiler zu rechnen, ruht das Riesengebäude in einer Grundfläche von ca. 2700 Quadratmeter auf 47 Pfeilern, wovon man deren 15 in der Länge der Kirche bis zum Chorschlusse zählt. Im Innern ca. 84 Meter lang und 20 Meter breit. Der Kreuzarm ist 35 Meter lang und 8 Meter breit. Das Mittelschiff bis zum Gewölbe 26 Meter, und die Nebenschiffe 12 Meter hoch. Der Chor wird von 12 Pfeilern getragen und schließt östlich mit einem Siebeneck, wo die Nischen hinter dem Umgange zu 7 Kapellen benutzt sind. Die Pfeiler des hohen Chores und die 8 hohen Pfeiler der beiden Kreuzflügel sind mit heimischem Laubwerk geschmückt. Die 4 mittleren Pfeiler, die früher den Turm trugen, sind in der schönsten Form als Säulenbündel dargestellt. Außer den beiden großen Giebelsteinen ist die Kirche durch 72 hohe, von schlankem Steinschmucke durchbrochene Fenster erhellt. Die alten, reichen und kunstvollen Glasmalereien sind teils noch erhalten, teils ergänzt oder erneuert. Das große Fenster über dem westlichen Eingang findet an Schönheit und Erhabenheit kaum seinesgleichen. Von den vielen und kunstvollen Grabdenkmälern im Innern der Kirche seien erwähnt: Grabstein der Klosterstifter Adolf III. und Eberhard, Grafen von Berg, Grabmal der Grafen Adolf IV., Adolf VI. und seiner Gemahlin Margaretha, Wilhelm I. und Gemahlin Ermgard, der Grafen Heinrich II., Adolf VIII., Gerhard I. und seine Gemahlin

Margaretha, Probst Conrad Graf von Berg. Die Grabmäler der Herzoge von Jülich und Berg, Wilhelm I., Adolf I., Gerhard II., (Kupferplatte) Wilhelm II. und Wilhelm III. mit seiner Gemahlin Herzogin Sibylla von Brandenburg. Ferner das Grabmal Bruno III., Erzbischof von Köln und des heil. Engelbert, Erzbischof von Köln (schwarze Marmorplatte), sowie mehrere andere Grabsteine. Die Kriegswirren Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Aufhebung des so viele Jahre in segensreicher Wirkung bestandenen Klosters zur Folge. Am 4. Februar 1806 verkaufte die damalige Bairisch-Pfälzische Regierung die Klostergrüter an Private, und hiermit war der Verfall des herrlichen Bergischen Domes vorbereitet. Als am 15. März desselben Jahres das Land an Frankreich abgetreten wurde, kümmerte man sich nicht darum, daß sog. Kunstfreunde die Altertumschätze zertrümmerten, um ihre Sammlungen damit zu bereichern, oder gar die heimatlichen Heiligtümer zu verkaufen. Endlich, als die Franzosen dem rechtmäßigen Landesherzoge, dem Sprössen des frühesten Fürstentammes, die Heimat wieder geräumt hatten, nahm eine königliche Kabinetsordre am 4. Oktober 1815 die Denkmale der Vorzeit in Schutz. Doch drohten die Elemente das Gotteshaus gänzlich zu vernichten, denn in der Nacht vom 6—7. November 1815 brach in der nebenan liegenden Farbstoff-Fabrik Feuer aus, bei welchem der südliche Flügel, das Dach und der Turm der Kirche in furchtbarer, dreitägiger Feuersbrunst trotz angestrengter Rettungsversuche ein Raub der Flammen wurde. Am 1. Oktober 1821 stürzte ein Teil des hohen Chorgewölbes auf die Fürstengräber herab, und somit wurde die Kirche zur Ruine. Im Jahre 1830 stürzte wiederum ein Teil des Chorgewölbes nach. Das herrliche Gotteshaus lag in Trümmern, Pflanzen wuchsen auf den Grabmälern, der Schutt des Chores war schon mit Strauchwerk überwachsen. Die Nachricht von dem Unglücke der früheren geheiligten Stätte erweckte die langschlummernde Teilnahme für den Gottesbau wieder. Kräftige Stimmen wurden dafür laut, besonders in der Grafschaft Mark, im Buppenthal und in Köln. Um der Kirche ein Dach zu beschaffen, wurde zu freiwilligen Gaben aufgerufen und eine Geldsammlung veranstaltet. Da bewies sich auch der Prinz Wilhelm von Preußen, Gouverneur der Rheinprovinz (nachmaliger Kaiser Wilhelm I.) als Beschützer der Grabhalle seiner Ahnen. Durch seine Verwendung wurde das Kirchendach erneuert, der Schutt ausgeräumt und das Gotteshaus vor ferneren Unbilden auf das Sorgfältigste bewacht. Er verwandte sich aufs eifrigste für den Wiederaufbau. Als der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. zum zweiten Male, am 31. Oktober 1833, als Kronprinz die Ruine besuchte, gab er sein Wort, die Baumittel zu beschaffen. Am 16. August 1834 bewilligte König Friedrich Wilhelm III. eine Summe von 22,000 Thaler zur Wiederherstellung des äußeren Mauerwerks. Durch weitere Zuwendungen von Ihren Majestäten und durch sonstige milde Beiträge sind insgesamt 92,000 Thaler zur Wiederherstellung des Bergischen Domes in der Bauperiode von 1835—1847, verbraucht worden. Was vor vielen Jahren nur als das Ziel frommer Wünsche ausgesprochen, war in Wirklichkeit getreten, der Altenberger Dom, die vielhundertjährige, durch Religion und gotterfüllte Kunst geweihte Stätte, war aus den Ruinen neu entstanden. Am 22. September 1847 war die Feier der Wiederöffnung des Gotteshauses, in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm IV. Nachdem königliche Freigebigkeit das Kirchengebäude zum Simultangottesdienste hergestellt und mit den notdürftigsten Einrichtungen versehen hatte, fand am 26. Juli 1857 der erste katholische, und am 13. August 1857 der erste evangelische Gottesdienst statt. Durch die Beschaffung der noch bisher entbehrten Orgel würde die Feierlichkeit des beiderseitigen Gottesdienstes bedeutend erhöht werden. Die an und vor der Kirche befindlichen Gebäude sind noch die Ueberreste des vereinst so blühenden Klosters des Cistercienserordens. Nebenan steht eine, aus den freiwilligen Beiträgen des Klerus der Erzdiocese Köln und dem rheinischen Adel in gotischem Stile erbaute Villa, welche dem Erzbischof von Köln, Cardinal Johannes Weikel als Sommeraufenthalt zum Geschenk gemacht wurde. Der unerbittliche Zahn der Zeit hat in den Reihen von Jahren seit der Wiederherstellung des Bergischen Domes viel Schadhafes hervorgebracht. Es hat sich daher im Sommer 1894 der Altenberger Dombau-Verein gegründet, um mit vereinten Kräften das erhabene Baudenkmal der Vorzeit nicht nur vor ferneren Unbilden zu bewahren, sondern auch das Innere des Gotteshauses in dem Schmud und der früheren Pracht wieder herzustellen. Dem Vereine gehören bis jetzt über 300 kunstfördernde Mitglieder an, und erzielen einen regelmäßig jährlichen Beitrag von ca. 3000 Mark. Außer diesen Jahresbeiträgen sind in den zwei Jahren des Bestehens von hochherzigen Gönnern ca. 50,000 Mark geschenkt worden, welche unter Leitung eines königlichen Regierungsbaumeisters zur Renovierung des Domes, sowie der Grabdenkmäler dienen. Der Verein ist nunmehr bestrebt, eine dem Gotteshause würdige Orgel zu beschaffen, deren die Kirche bisher leider noch immer entbehrte. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, dem Altenberger Dombau-Verein weitere hochherzige Gönner und Kunstfreunde zuzuführen, damit vereinst das Wahrzeichen der Bergischen Geschichte, der Altenberger Dom, das Denkmal deutscher Kunst, in seiner früheren Pracht wiederhergestellt und der Nachwelt erhalten bleiben möge.

**Tändelei.** Die goldene Jugendzeit ist doch die schönste in unserem Leben. Wie sonnig und ungetrübt sind doch zumeist ihre Tage, wie sorgenlos verleben wir sie und mit welcher Freude begrüßt die frohe Jugend den kommenden Morgen, der nur neue Lust und neues Leben bringen kann. So tollt auch sie sorgenlos dahin, die kleine Käthe, übermütig, lustig und voll heiterer Dinge. Die alte Miao steht dem lustigen Treiben des munteren Kindes zu, sie hat ja auch gespielt und getändelt, als sie einst ein übermütiges Käthchen war. Die ältere Schwester, die schon sorgen und schaffen muß, steht freundlich auf das Spielen, Tändeln und Reden der jüngeren. Ja, wie bald ist die schöne Zeit vorbei, wie bald verwauscht der holde Traum der Jugend. R. St.

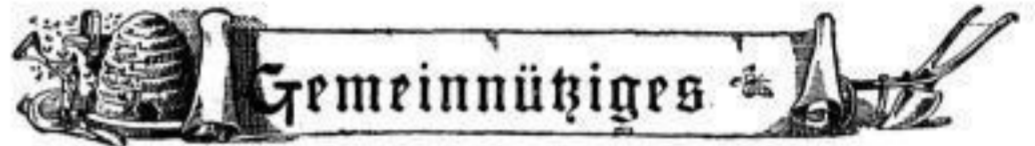


**Definition.** Morix (im Geschichtsbuche lesend): „Vater, was ist denn das, ein Großmogul?“ — Vater (nach einigem fruchtlosen Nachdenken ärgerlich): „Na, was wiß's sein? Einer, der im Mogeln groß ist!“

**Gutes Mittel.** Reisender (in einer Universitätsstadt): „Wie kommt es denn, daß es jetzt des Nachts auf den Straßen so ruhig ist? Die Ruhestörungen werden wohl jetzt schwerer bestraft?“ — Wirt: „Das nicht, aber wir haben die Nachtwächter abgeschafft und seitdem haben die Studenten keine Lust mehr am Nadaumachen.“ (Lustige Blätter.)

**Sonderbare Kondolenz.** Graf Demidoff in Moskau wurde einst zu dem Begräbnisse eines Mannes eingeladen, mit dem er nicht in dem besten Einverständnis gelebt hatte. Niemand glaubte, daß er sich einfinden würde, als man seine sechsspännige Equipage in tiefster Trauer vorfahren sah. Die Leidtragenden gingen dem Wagen entgegen, die Bedienten sprangen ab, öffneten den Schlag und in dem Wagen sah — ein großer schwarzer Fudel mit einer Visitenkarte des Grafen im Munde. St.

**Fürstliche Güte und Strenge.** Eine Folge des dreißigjährigen Krieges war u. a. die vollständige Auflösung des Gymnasium zu Joachimsthal. Der Große Kurfürst von Brandenburg, den Nutzen dieser Bildungsanstalt richtig würdigend, ließ später zur Fortführung derselben einige Zimmer in seinem Schlosse zu Berlin anweisen und bestimmte in Rücksicht der Selbsttügung folgendes: „Und damit alles sein sogleich zugehe, so verordnen Wir, daß unsere Knäblein (Alumnen) Sonntags einen Kalbsbraten und Feglicher fünf gebadene Pfläumlein erhalte.“ — An einer anderen Stelle der Hausordnung dagegen heißt es: „Sollten unsere Knäblein den Koch in der Küche molestieren, so mag sie derselbe mit der Hundpeitsche hinausjagen.“ R.



**Holzartige Topfgewächse** wie Lorbeer, Oleander, Granaten, Magnolien, Myrthen, Hortensien, Eugenien, Fuchsen, Jasmin, Rosen, allerlei Coniferen, Agaben, Yucca u. a. m., lassen sich in Kellern und ähnlichen frostfreien Räumen gut überwintern. Auch Azaleen, Camellien und Rhododendron können längere Zeit in Kellern gehalten und erst nach Neujahr und noch später in Glashäuser oder Zimmer gebracht werden.

**Vertilgung des Schimmels in Kellern.** Ein sicheres Mittel zur Beseitigung des Schimmels in den Kellern ist ungelöschter Kalk. Derselbe wird in Form eines feinen Pulvers mittelst eines Blasebalges an die Wandungen des Kellers und in die Fugen und Ritzen geblasen oder auch mit der Hand gestreut. Die Wände müssen feucht sein, trockene Keller werden vorher tüchtig durchnäßt. — Der Kalk löst sich mit dem den Wandungen anhaftenden Wasser ab und tötet alle Organismen. Am folgenden Tage läßt man die Wände abwaschen.

**Winterschutz für die Maréchal Niel-Rose.** Der beste Winterschutz für diese prächtige Thea ist das im Herbst nicht zu frühe Niederlegen der früher vollkommen entblätterten Krone. Die Maréchal Niel-Rose behält sehr lange ihr Laub bis spät in den Herbst hinein und selbes muß vor dem Eindecken mit der Scheere sorgfältig entfernt werden; man überdeckt die Krone mit einer umgestürzten starken, alten Kiste und überwerfe dieselbe ganz mit Erde, Dünger oder Laub; das Eindecken der Rosenkronen soll bei trockenem Wetter und trockenem Boden geschehen. So geschützt, wird die Maréchal Niel-Rose selbst einen sehr strengen Winter gut überstehen; hauptsächlich ist trockene Ueberwinterung, Schutz vor Nässe, weniger vor Kälte notwendig; es empfiehlt sich desgleichen, auch den herabgebogenen Wildstamm mit Tannenreisig zu überdecken. (Müllers illustrierte deutsche Garten-Zeitung.)

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:  
Salz, Taig.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von F. A. Maschke in Bschopau.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

gab  
lich  
jeh  
lich  
gere  
Bed  
wer  
Soll  
Kost  
Rein  
Die  
jede  
ganz  
müß  
Bern  
Man  
den  
Eine  
che  
gesta  
der r  
hing  
gesch  
einer  
bef  
Schl  
Saar  
weiß  
tung  
der  
leicht  
schlep  
der  
erein  
Gold  
ehre  
Krieg  
— Se  
dung  
befren  
Kont  
sonst  
vorne  
schein  
verble  
Dienst  
vom  
war  
seine